



Feierabend



Gedezehn Jahre später.

Von Gerhard Heermann Mozart.

Der alte Kellner, der seit dreißig Jahren im gleichen Lokal bediente, ging absichtlich nicht auf den Gast zu, sondern machte sich am Büfett zu schaffen, um alles, was ihn bewegte, um Schreck, Angst, Grauen zu verbergen. Die alte Hand, welche die Serviette hielt, zitterte. Plötzlich fuhr er zusammen: Der Fremde hatte nach ihm gerufen — hatte mit Alarts Stimme gerufen.

Der Kellner ging zögernd auf den Tisch in der Ecke zu. Es war dämmerig in dieser Ecke; der Alte freute sich des Zwielichts: es erleichtert ihm sein Verhalten. Er wollte ganz unbefangen tun; das war noch das Beste; gewiß.

Als der Gast die Bestellung aussprach, warf es den Kellner wieder einen Schritt zurück. Alarts Stimme bestellte Alarts Lieblingsgetränk.

Der Alte brachte es; gottlob, draußen vorm Schaufenster war schon das merkwürdige Blau des Sommerabends, im Saal war es noch dunkler geworden, er brauchte wirklich nichts zu sehen; das Tablett, das er auf die Marmorplatte stellte, wirkte verdächtig, er wendete sich hastig um und wollte schnell verschwinden.

Da rief der Mann ihn leise an: „Könnten Sie mir wohl einige Fragen beantworten?“

„Bitte . . .“ Es klang mühsam.

„Nehmen Sie doch Platz! Wollen Sie etwas trinken?“

„Danke, nein . . . im Dienst . . .“

„Ah so. Sagen Sie: Kannten Sie hier in Babai einen Herrn Alfred Marti?“

„Ja, Herrn Alfred Marti. Jawohl.“

„Er ist nicht mehr hier?“

„Nein, mein Herr. Er hat vor sechzehn Jahren . . .“

„Was soll er?“

„Er soll . . . soll Selbstmord begangen haben . . . im Fluß.“

„So, Herr Marti hatte eine Frau?“

„Eine Frau und eine Tochter.“

„Können Sie mir sagen, was aus Frau Marti und ihrem Kinde geworden ist?“

„Frau Marti hat einige Jahre nach dem . . . nach dem Verschwinden ihres Mannes Herrn Guillaume geheiratet.“

„Aha, Herrn Guillaume. Sie konnten

doch nur heiraten, wenn Alarts Selbstmord feststand?“

„Freilich, freilich, mein Herr.“

„Warum sagten Sie denn dann eben, Marti sollte Selbstmord begangen haben? Er hat ihn also begangen?“

„Ja, gewiß doch, sicher. Um Vergebung, mein Herr: ich habe mich wohl ungeschickt ausgedrückt . . . um Vergebung . . .“

„Bitte sehr.“

Der Kellner, hin und her geworfen zwischen Gewißheit des Wiedererkennens und Gewißheit des Irrtums, zitterte vor Qual; seine Stirn schwitzt; seine brüchige Stimme bebte. Vielleicht ein Bruder, denkt er, und glaubt es nicht.

Der andere hat eine Weile geschwiegen. Nun fragt er, etwas weniger bestimmt als vorhin, etwas tastender: „Frau Guillaumes Ehe ist glücklich?“

Der wehrlose Mann vermag die Antwort auf die indiscrete Frage nicht zu verweigern. „Man sagt es. Sie haben zwei Kinder . . . und ein gutes Auskommen . . .“

Der Fremde lächelt merkwürdig, wird gleich wieder ernst. „Lebt die Tochter aus erster Ehe?“

„Freilich, freilich lebt sie, das Fräulein Marti . . .“ Der Alte will ein Ende finden; auch muß er das Licht anzünden, das ist ein guter Grund; er sagt rasch: „Übrigens können Sie Herrn und Frau Guillaume gleich selbst sehen; sie kommen jeden Abend hierher; sie müssen jede Minute hier sein.“ Schnell geht er zum Büfett und denkt: Jetzt wird er gleich zahlen und gleich gehen, gleich fliehen . . .

Aber der Gast bleibt sitzen.

Frau Guillaume tritt in das Café. Es ist ein Zufall, daß sie heute vorerst allein ist; sie will Herrn Guillaume hier erwarten; er hat noch zu tun. Sie geht auf den Eckplatz zu, denn sie pflegt mit Herrn Guillaume am gleichen Tisch zu sitzen, an dem sie früher mit Herrn Marti gesessen hatte; nie hat sie sich etwas dabei gedacht; erst am Ende des heutigen Abends wird ihr das auffallen und peinlich sein, und sie wird fortan einen anderen Platz aufsuchen.

Jetzt aber sieht sie den alten Tisch besetzt; bleibt stehen, wankt ein wenig, reißt die

Hand mit dem Pompadour vor den Mund, schreit leise auf: „Alfred! . . .“

Der Mann am Tisch springt auf, stützt sie, führt sie an ihren Platz: „Ist Ihnen nicht wohl, gnädige Frau? . . .“ Ruft den Kellner, bestellt starken Kaffee.

Frau Guillaume starrt ihn an und wiederholt: „Alfred! . . .“

„Mein Name ist nicht Alfred, gnädige Frau. Eine Ähnlichkeit muß Sie täuschen.“

„Alfred, ich täusche mich nicht . . . warum leugnest du . . . ich kenne doch dich, deine Stimme, ich . . .“

„Beruhigen Sie sich doch, bitte. Es ist wirklich eine Täuschung.“

Sie läßt sich nicht beirren. „Wo bist du nur gewesen? Warum bist du gegangen damals? Es hätte noch alles gut werden können mit unserer Ehe, wenn du die richtigen Worte mit mir gesprochen hättest, statt . . . wegzugehen . . . in den Tod zu gehen, wie ich, wie jeder glaubte . . . du hast mich so unglücklich, so schuldig gemacht, damals . . .“

Wiederum versichert er, in glattem Ton, daß er nicht der ist, für den sie ihn hält. Es ist, als höre sie ihn gar nicht.

„Du hast dich wenig verändert, Alfred“ — sie sieht an sich hinab, streicht über ihr volles, doch falliges Gesicht — „viel weniger als ich. Eher bist du schöner geworden — oder nur härter, größer — die Bräune der Ferne auf deinem Gesicht . . . Aber ich: drei Kinder, versteht du . . . Ich habe nämlich wieder geheiratet . . .“

Lächelt er? Es scheint ihr so; da fängt sie an, sich zu entschuldigen: ihre Worte überstürzen, verhaspeln sich: „Was sollte ich tun? Ich bin ja auch glücklich gewesen seither . . . Jetzt aber, da ich dich so sehe . . . Wo bist du nur gewesen . . . Es ist doch alles halb, was seither war, die Ehe mit Guillaume, satt, aber halb . . . Sag, bist du gekommen, um mich . . .?“

Er hebt die Hand, abwehrend: „Wirklich, ich bin es nicht, ich weiß nicht, wer ich sein soll. Aber weil Sie mir, einem Fremden, Ihr Heiniichstes anvertraut haben, darum nehmen Sie einen Rat von einem Fremden an; darum lassen Sie mich einmal den Fall sehen, ich wäre der, den Sie in mir sehen.“ Sie will ihn erregt unterbrechen; da umfaßt

er mit festen Fingern ihre Hand, genau so pflegte Mart zu tun, wenn sie ihm zuhören sollte; sie erkennt diesen Druck ganz genau wieder, diesen fast schmerzenden Druck, aber sie ist jetzt auch wieder still, wie damals. „Also nehmen wir an, ich wäre Ihr verschollener, wiedergekehrter Mann . . .“

„Herr Guillaume!“ sagte der alte Kellner, der am Fenster stand und auf die Straße sah, Herr Guillaume kommt mit Fräulein Mart!“ Er glaubt, das sagen, glaubt warren, glaubt retten zu müssen.

„Alfred“, sagte die Frau leise, klagend, rufend, „unsere Tochter kommt mit ihm . . .“

Die Stimme des Fremden wird plötzlich dringend, wird warm. „Gehen Sie, bitte, nach draußen, gnädige Frau, fangen Sie Herrn — fangen Sie Ihren Mann ab, gehen Sie mit ihm für eine halbe Stunde fort, unter irgendeinem Vorwand, und lassen Sie mir Ihre Tochter hinein. Ich kann ihr, kann durch sie Ihnen vielleicht nützlich sein . . .“ Er lächelt gut, fast lustig über den Ernst hin: „Sie können den Kellner instruieren, daß ich sie Ihnen nicht entführen darf . . .“

Sie will widersprechen; aber da ist immer noch der fordernde feste Druck seiner Finger; sie steht gehorsam, mit langem Blick, auf und geht, leise wandelnd.

Wenige Minuten später tritt Fräulein Mart durch die Tür. Wie der Gast das Mädchen sieht, hält er sich plötzlich am Tisch fest, mit beiden klammernden Händen, als müsse er sich retten vor einem Sturz vom Stuhl; sieht, als sie an den Tisch tritt, lange in das junge, ernste Gesicht, reißt die Hand vor die Augen — nimmt sie nach kurzer Weile wieder herab und steht auf und sagt leise:

„Zieh dich zu mir — Alice.“

Sie stehen, nach langem Gespräch, am Bahnhof, vor dem Zug, mit dem er in wenigen Minuten fahren wird: Alfred und Alice Mart.

„Wir werden in Verbindung bleiben, werden uns schreiben, Alice“, sagt Mart.

„Und Mutter . . .?“ fragt das Mädchen.

Er lächelt; ein wehmütiges, wissendes, aber starkes Lächeln. „Ich kam her, um eine Dummheit zu begehen, Alice, eine Dummheit und eine Niedertracht. Ich habe sie nicht begangen; nicht, weil ich mich dem Glück Herrn Guillaume geopfert hätte — ich glaube nicht mehr an das Opfertum und an das Heldentum im Menschen. Aber einen Irrtum habe ich erkannt, den alle einmal zu begehen drohen, auch du vielleicht einmal wirst begehen wollen. Siehst du, wenn man im Leben Menschen begegnet, die man einmal geliebt hat: dann ist jedes Mal, in jedem Menschen, mindestens die Ueberlegung da: Wie wäre es wohl, wenn wir uns jetzt wieder zusammentäten? Wir haben uns damals nur nicht richtig gekannt, aber wir sind ja reifer geworden inzwischen, wir kennen unsere Werte, sind ruhiger geworden, dankbarer, haben so viel erfahren — vielleicht erfahren wir nun miteinander das Glück. Glaube mir, es geht immer so, es geht jedem so, aber es ist ein Trugschluß, ein Truggefühl . . . Man meint gar nicht den Geliebten und die Geliebte, man meint die Jugend. Aber alles Jugend erleben, alles Liebeserleben ist einmalig, es gibt da

keine Totenerweckung, und noch die graueste Gegenwart ist wirklicher als das strahlendste, vermeintlich strahlendste Gestern. Wenn das mal an dich herantreten sollte: dann sei tapfer, Mädchen . . .“

Schaffnerrufe. Pfiffe. Jene unendlich hastigen, traurigen, halben, überbollen Worte aus dem Abteilfenster zu der da unten auf dem Perron:

Die Ehe auf Privatvertrag.

Von W. Lebedew.

Verotschka drehte sich heute abend ungewöhnlich lange vor dem Spiegel. Zweimal hatte sie ihre Frisur verändert. Sie puderte ihr Gesicht, machte ihr Kleid zurecht, ordnete hier und da, — und war überhaupt sehr aufgeregter. Ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß gerade heute irgend etwas Wichtiges passieren werde. Semjon Kondratjewitsch hatte gestern solche „Hundeaugen“, wie er sie bisher nie hatte. Und dann hatte er ihr übergebährlich lange beim Abschied die Hand gedrückt und dabei gesehzt.

Verotschka spritzte in ihrem Zimmer billiges Eau de Cologne umher, legte nochmals die Klissen zurecht und wollte gerade irgend ein offenes Buch auf den Tisch legen, als im Entree die Klingel zu läuten begann.

Eins — zwei — drei — vier —, das ist er! In Kostriyns Hand bemerkte Verotschka ein Köllchen, das mit einem bunten Bändchen unwidelt war, und einen zusammengerohten Bogen Papier.

„Was haben Sie da, Semjon Kondratjewitsch?“

„Das habe ich für Sie, Vera Nikolajewna. „Goldenes Kartoffel-Konfekt“. Ich glaube, Sie essen es doch gern.“

„O ja, — sehr! Wie nett Sie sind! Und was haben Sie dort?“

Semjon Kondratjewitsch drückte das Papierrollchen an sich: „Dies, — so, — dies, — ist — nichts!“

„Sind das irgendwelche Dokumente?“

„Ja, — eine Art Dokument . . .“

„Geschäftliches?“

„A — nein, — so überhaupt . . .“

„Das haben Sie auch für mich mitgebracht?“

Kostriyn schwieg, steckte das Köllchen verschämt in die Tasche.

„Na schön, Semjon Kondratjewitsch. Ich werde gleich Tee zubereiten, und dann werden Sie mir zeigen, was Sie da haben, ja?“

Verotschka klapperte mit den Teetassen im kleinen Zehränkchen. Der Samobar stand schon längst fertig da, und nach fünf Minuten summt er schon auf dem Tisch neben den Butterbroten und den „Goldenen Kartoffeln“.

„Nun zeigen Sie mir, was Sie da haben.“

Kostriyn wurde purpurrot: „Mir ist es wahrhaftig so peinlich, Vera Nikolajewna.“

„Was ist denn dabei Unangenehmes? Sie haben es mir doch mitgebracht. — Was ist es? Gedächtnis? Ja, — habe ich erraten?“

„Nein, — keine Gedächtnis . . .“

„Weshalb erröten Sie denn, wenn es keine Gedächtnis sind?“

Kostriyn verärbte sich noch mehr.

„Sehen Sie, Vera Nikolajewna! Ich war auf einem Disput über Familie und Ehe. Und da gefiel mir sehr, was eine Frau sagte . . . und so habe ich — — —“

„Nun?“ Verotschka's Blick wurde milder.

„Und so habe ich mich entschlossen, — ich habe mich entschlossen, Ihren Worten zu folgen

„Um das zu erkennen, muß man vielleicht in einem alten Stammescafé gefessen haben, nach sechzehn Jahren . . . Leb wohl, Mädel . . . schreib mir . . .! Für Mutter und Guillaume bleibe ich der Fremde, zufällig Ähnliche, für Guillaume vor allem . . . Nein, ich bin nicht traurig, ich bin ja reicher, um eine Anständigkeit und um eine Erfahrung . . . Adieu!“

„Da, lesen Sie, was hier geschrieben ist. Aber während Sie es lesen, schaue ich Sie nicht an, — ja?“

Kostriyn reichte Verotschka das Schriftstück, und er selbst stellte sich ans Fenster und trommelte mit den Fingern gegen die Scheibe.

Ehe- und Arbeitskontrakt.

Wir Endesunterzeichnete, Bürger Kostriyn Semjon Kondratjewitsch und Bürgerin Belarskaja Vera Nikolajewna, schließen folgenden Vertrag:

1. Wir verpflichten uns, zusammen zu leben wie Mann und Frau mit allen daraus entstehenden Folgerungen.
 2. Bürgerin Belarskaja verpflichtet sich, zum Bürger Kostriyn hinzuziehen, zu welchem Zweck er, Kostriyn, eine entsprechende Wohnfläche zur Verfügung stellen muß.
 3. Bürger Kostriyn verpflichtet sich, zu arbeiten und Mittel zur Existenz nicht unter der 15. Kategorie zu sichern. Bürgerin Belarskaja übernimmt, falls sie ihre Stellung aufgibt, den Haushalt, und zwar: Zubereitung des Essens, Instandhaltung der Kleidung und der Wohnung; sie ist verpflichtet, für Sauberkeit usw. zu sorgen. Bemerkung: Unter Instandhaltung der Kleidung ist nur Kleinarbeit zu verstehen, wie Annähen von Hosentkuffen, Strümpfe stopfen usw. Wäsche und Reineinmachen der Fußböden wird von Personen gegen besonderen Lohn verrichtet.
 4. Geburt von Kindern wird durch gegenseitigen Vertrag bedingt, jedoch nicht vor anderthalb Jahren vom Moment der Unterzeichnung dieses Vertrages.
 5. Bürger Kostriyn verpflichtet sich, nicht weniger als zweimal im Monat mit der Bürgerin Belarskaja ins Theater oder in irgend ein anderes Belustigungslokal zu gehen.
 6. Besuche und Empfang von Besuchern erfolgt nur gemäß einem von beiden Selten ausgearbeiteten Verzeichnis von Bekannten. — Bemerkung: In einzelnen Fällen ist eine Aenderung gestattet.
 7. Während der Abwesenheit müssen beide vertragschließende Parteien unterrichtet sein, wohin sie gehen und wann sie wieder zurückkehren.
- In dem Vertrage waren nur siebenundfünfzig Punkte, abgesehen von den Bemerkungen und Ergänzungen. Beim 28. Punkt, der die „intimen ehelichen Pflichten“ behandelte, schleuderte Verotschka das Schriftstück auf den Fußboden, sprang vom Stuhl und begann, die „Goldenen Kartoffeln“ aus der Schale in den Karton umzuschütten.
- „Bitte! Nehmen Sie Ihre Kartoffeln und gehen Sie fort! Ihr Fuß kommt nicht mehr über meine Schwelle, — hören Sie?“
- Kostriyn schrumpfte zusammen, hob den Vertrag vom Fußboden auf und ging, rot im Gesicht, feillich zur Tür.
- „Ich verstehe wahrhaftig nicht . . . Das ist doch nur ein Projekt, — ein Entwurf. Sie können ja Aenderungen daran vornehmen . . .“

Ich bin zum Beispiel einverstanden, daß im Punkt 28 . . ."

Berossus konnte sich nicht länger beherrschen. Hysterisch schrie sie auf:

„Kaus! Ekel, unglückseliges! A-a-aus!“

Im Entree stöhnte und murmelte Kasstrizyn irgend etwas. Er räsonnierte über „dumme, hysterische Frauen, die nicht verstehen, ihr Glück wahrzunehmen“. — „Hol sie der Teufel! Wir werden eine andere finden, die mit der Zeit vorgefahren ist!“

Der „leere“ Weltenraum.

Von Erich Krug.

Wenn man einen Laien fragt, wie viele Sterne man wohl in klarer Winternacht auf unserer nördlichen Hemisphäre mit unbewaffnetem Auge erkennen könne, dann wird in den meisten Fällen die Antwort lauten: Unzählige! Oder auch: Viele Millionen! Es erweckt dann regelmäßig großes Erstaunen, wenn der Uneingeweihte darüber belehrt wird, daß mit bloßem Auge höchstens 3500 Sterne zu sehen sind. So leicht läßt sich das menschliche Auge durch den „sternenüberfüllten“ Himmel täuschen. Durch die modernen Niefenfernrohre sind allerdings Hunderttausende von Sternen, von fernen Sonnen, zu erkennen. Die photographische Platte vollends, die stundenlang an gewaltigen Instrumenten dem schwachen Sternlicht ausgesetzt wird, zeigt wirklich Millionen ferner Sterne, viele Millionen. Die Gesamtzahl der Sterne, die unser Milchstraßensystem bilden, wird auf Grund neuer Untersuchungen auf rund 30 Milliarden geschätzt. Wie kann nun angesichts dieses unübersehbaren Heeres von Sonnen die Frage aufgeworfen werden: Ist der Weltenraum leer? Und doch ist diese Frage von einem gewissen Standpunkte aus nicht ganz ohne Berechtigung.

Sehen wir einmal den Fall: ein Waggon mit Näbnadeln ist auf irgendeinem Bahnhof ausgeladen worden. Aber in verschiedenen Ecken des Wagens haben sich noch ein paar dieser winzigen Dinger verkrümelte, im ganzen vielleicht ein Duzend. Wir werden trotzdem getrost behaupten, daß der Wagen leer sei. Ähnlich verhält es sich auch mit dem „leeren“ Weltenraum. Die Entfernungen der nächsten Sterne, der nächsten Geschwister unserer Sonne, sind der Wissenschaft unserer Zeit ziemlich genau bekannt. Die allernächste Nachbarsonne, die den Namen „Proxima Centauri“ führt, ist knapp 40 Billionen Kilometer von uns entfernt. Selbstverständlich sind die Entfernungen der einzelnen Sterne voneinander und ihre Größe nicht in jedem Falle genau gleich. Aber im allgemeinen ist der Vergleich zutreffend, den der hervorragende Astronom Kobold errechnet hat. Er sagt, wenn man sich einmal vorstelle, die Sonnen seien nur so klein wie Stecknadelköpfe, und im gleichen Verhältnis verkleinert sei auch die gegenseitige Entfernung, dann sei ein Stecknadelkopf vom anderen noch immer 65 Kilometer weit entfernt. Einen solchen Raum, in dem man nur alle 65 Kilometer einen Stecknadelkopf findet, wird wohl niemand als „angefüllt“ bezeichnen. Man könnte bei dieser „Leere“ des Weltraumes sehr leicht geneigt sein, von einer Raumberfüllung im Kosmos zu sprechen. Aber auch hier hat die Natur eine weise Einrichtung getroffen. Alle die fernen Sonnen, die wir als funkelnde Sterne am Himmel sehen, stehen nicht still. Nur uns kurzlebigen Erdbewohnern scheinen sie fest und unveränderlich bis in alle Ewigkeit an ihrem Platze zu verharrern. Mit kosmischer Geschwindigkeit jagen die Sonnen nach allen

Richtungen durch den Raum. Auch unsere eigene Sonne, die man auf Grund ihrer physikalischen Beschaffenheit als eine „ältere Dame“ im Univerium bezeichnen kann, gönnt sich keine Ruhe. Mit einer Geschwindigkeit von 20 Kilometern in der Sekunde jagt sie mit ihrem ganzen Anhang von Planeten durch den Raum. Wie leicht könnte es da zwischen den einzelnen Sternen zu Zusammenstößen kommen, wenn nicht diese Raumberfüllung wäre! Man kann sich ungefähr eine Vorstellung von der Bewegungsfreiheit der Sonnen machen, wenn man sich in die höhl gedachte Erdkugel 30 Tennisbälle versetzt denkt, die im Innern der Erde umherfliegen. Ebensovienig sind die Sterne bei ihren Wanderungen beengt.

Jenseits unserer Milchstraße aber, in der die Sterne so dünn verteilt sind, gibt es neue Welteninseln, die ebenfalls aus Milliarden von Sonnen bestehen. Zwischen diesen Milchstraßensystemen befindet sich ein unfasslich großer, vollständig leerer Raum. Hier gibt es auch keine noch so weit verstreuten Sonnen. Der flüchtige Lichtstrahl, der in jeder Sekunde 300.000 Kilometer zurücklegt, braucht rund 1 Million Jahre, um den riesenhaften leeren Raum von einem Milchstraßensystem zum anderen zu durchkreuzen. Betrachtet man also das Weltgebäude von einem solchen außerirdischen Standpunkte aus, dann ist die Frage nach dem „leeren Weltall“ wirklich nicht ganz unberechtigt.

Inquisition in Spanien.

In Spanien herrscht ein tief eingewurzelter Haß gegen die Jesuiten. Vielleicht erinnert man sich dort der Henkerrolle, die der Jesuitenorden im Dienst der spanischen Inquisition gespielt hat.

Nach Alen, die in Madrid gefunden wurden, starben von 1481 bis 1808 in dieser Stadt allein 31.912 Ketzer den Flammentod auf dem Scheiterhaufen der heiligen Inquisition. 291.456 Menschen verfaulten in den Kerker und auf den Auerbänken der Staatsgaleeren.

Thomas Torquemada dessen „erlauchtetes und ehrwürdiges Andenken“ die päpstliche Zeltung noch im Jahrhundert des Dampfes und des Telegraphen so sehr pries, war von 1481 bis 1488 spanischer Großinquisitor. In diesen sieben Jahren wurden 200 Ketzer auf den Scheiterhaufen zur höheren Ehre Gottes und der weitaus niedrigeren des Profits der Kirche und der Abeligen lebendigen Leibes geröstet. Torquemadas Nachfolger, Vega, übertrumpft diesen Rekord christliche Nächstenliebe um ein beträchtliches: er ließ 2500 Ketzer verbrennen. Aber beide übertraf ihr Nachfolger, der fanatische Erzbischof Ximenes von Tolado, der 3000 lebende Menschen den Flammen übergab. Der vierte Großinquisitor, der später Papst Hadrian VI. wurde, fand, daß man nicht nur Lebende, sondern wo an solchen Mangel war, zur Not auch Tote verbrennen konnte. Er lieferte der Menschenverbrennungsindustrie des Jesuitenordens nur die kümmerliche Zahl von 1600 lebenden Ketzer.

Auf dem Inquisitionsgebäude in Sevilla, der Zentrale des großen Menschenverbrennungsgeschäftes, stand folgende Inschrift:

„Im Jahre des Herrn 1481 unter dem Pontifikat Sixtus IV. und unter der Herrschaft Fernandos und Isabellas nahm hier die Heilige Inquisition ihren Anfang. Bis zum Jahre 1524 haben hier mehr als 20.000 Ketzer ihr schreckliches Verbrechen abgethan; fast eintausend hartnäckige Ketzer sind

dem Feuer überliefert worden unter Billigung und Gutheißung der Päpste Innocenz VIII., Alexander VI., Pius III., Julius II., Leo X., Hadrian VI. und Clementens VII.“

Und da wundert man sich, daß heute noch ein tiefer Abscheu vor dem Klerikalismus in Spanien besteht?“

Gelehrte auf dem Lande.

Eine sibirische Volkserzählung.

Einmal kamen zwei gelehrte Ausländer, ein Arzt und ein Astronom, in ihren Geschäften nach Rußland und wurden von der angebotenen Nacht auf dem Lande überrascht. Sie mußten also bei einem Bauer einkehren.

Der Arzt beobachtete, wie die Bauersfrau einen Brei unührte, er staunte und dachte: „Das wird wohl für die Scheweine sein!“

Aber nein! Die Bauersleute aßen den Brei selbst bis zum letzten Rest auf und schleckten noch die Löffel ab.

„Gehen wir rasch in den Hof!“ sagte der Arzt zum Astronom. „Reck dir: So viele sie dort in der Stube sind, alle werden noch heute nacht sterben.“

Der Arzt und der Astronom gingen in den Hof und legten sich dort auf Stroh unter freiem Himmel.

Vor dem Schlafengehen trat der Bauer aus der Stube und sagte zu den Fremden: „Bleiben Sie übernachten Sie doch lieber in der Stube? Es wird in der Nacht einen Regen geben.“

„Nein, wir bleiben hier! Es wird auch keinen Regen geben; dieser und jener Stern deuten auf klares Wetter.“

Der Bauer ging in die Stube zurück,riegelte die Türe ab und verbot sich mit den Zeinen auf den Ofen.

In der Nacht begann es heftig zu regnen, die Fremden drehten sich im Hofe herum, suchten ein Versteck, klopfen schließlich an die Türe und an die Fenster. Aber die Bauersleute drinnen hatten einen festen Schlaf, sie hörten nicht das Klopfen — oder hatten sie sich verstellt, wer kann das sagen.

„Niemand öffnet“, sagte der Arzt. „Nicht anders, sie sind schon alle tot!“

Früh am Morgen trat der Bauer in den Hof und fragte die Fremden:

„Wie haben Sie die Nacht verbracht? Sind Sie nicht naß geworden?“

„Wir sind bis auf die Haut naß geworden“, gestand der Astronom. „Aber wollen Sie uns aufklären, woher wußten Sie, daß es einen Regen geben wird?“

„Ich habe ein Schwein da, das sich immer zwei Stunden vor einem Regen zusammenkauert“, antwortete der Bauer.

„Wollen Sie uns noch sagen“, fragte der Arzt: „Essen Sie täglich so einen Brei wie gestern?“

„Täglich!“ antwortete der Bauer.

„Und haben Sie keine Schmierzen?“ fragte weiter der Arzt.

„Doch, wir haben schon manchmal Bauchschmierzen“, meinte gelassen der Bauer. „Aber wir legen uns mit dem Bauch auf den Ofen und die heißen Ziegelsteine durchwärmen die Gedärme, bis alles vorübergeht.“

Da sagte der Arzt zum Astronom:

„Fahren wir in unser Land zurück! Was haben wir hier noch zu suchen, wenn hier jedes Ofen ein Arzt und jedes Schwein ein Astronom ist!“

Und sie reisten schleunigst ab.

Erfindungen, Entdeckungen, Reisen etc.

Die Jugend in die neuesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten einzuführen und sie mit dem Leben und den Taten wagenmütiger Forscher bekanntzumachen, haben sich auch heuer eine Anzahl der im Verlage Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erschienenen Jugendschriften zur Aufgabe gemacht:

„Das neue Universum“. 2. Jahrgang! Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen, Jagden und Abenteuer. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: „Hausliche Werkstatt“. 64 Seiten mit 345 Abbildungen im Text und 13 Bildbelegten. In Leinen geb. RM. 6.80. Dieses altheimliche Jahrbuch macht auch heuer dem guten Kinde, dessen es sich erfreut, alle Erde und wieder bringt es eine große Fülle an wissenschaftlichen und unterhaltendem Lesestoff. Die letzten Fortschritte auf allen Gebieten sind getreulich berücksichtigt und in Wort und Bild festlich dargestellt. Neben der Belehrung über Technik, Geologie, Astronomie, Naturgeschichte uhm. umfacht es auch gute Reisebeschreibungen, Erzählungen, sowie Berichte über Jagden und Abenteuer und schließlich mannigfache Anregungen zu eigener Handfertigkeit. Jehtausende Jungen werden über dieses Weihnachtsheft erheitert sein.

„Ranfens Reise nach dem Nordpol“. Von Gustav Holm auf Grund von Ranfens Bericht „In Nacht und Eis“, der Jugend und dem Volke erzählt. 168 Seiten mit mehreren Bildern und einer Kartenkarte. Geb. RM. 2.80. Die fähne Forschungsfahrt von Ranfens Schiff und seiner Expedition in die arktischen Regionen, die zahlreichen Abenteuer — das wird hier alles in einem Tempo und einer Art erzählt, daß jeder Leser bis zur letzten Zeile in den Bann des Buches verhaftet bleibt.

„Das Rätsel der Deutscherfingel“. Von Friedrich v. Hantke. 26 Seiten mit 8 Textabbildungen. Preis geb. RM. 4.80. Eine spannende Zukunftsabenteuer, voll neuer verblüffender Gedanken und Ideen. Auf einer einsamen Insel im Stillen Ozean entsteht Habakka, die Stubi der Technik, Großstadt mit ganz neuen Arbeitsmöglichkeiten und Lebensbedingungen, in der menschlicher Geist nur noch der leitende Kopf ist, während eine bis zu den äußersten Grenzen gezeigerte Technik die eigentliche Arbeit übernimmt.

„Der Planet“. Nach Kapitän Korrat für die reifere Jugend bearbeitet. 127 Seiten mit 4 Bildern. Preis geb. RM. 2.80. Eine der schönsten Erzählungen des alten Seefahrers und beliebten Erzählers erzählt die in jugendlicher Form.

In der beliebten Bücherreihe „Buch der Jugend“ bringt heuer der Verlag C. H. Beck in München in den Reutlingen zum Preise von je RM. 2.— (alle in schönem Einbandbroschur, mit farbigen Bildern und gut ausgestatteten) ein paar neue gute Jugendbücher:

„Stimmen der Wildnis“. Abenteuer-Erzählung aus dem amerikanischen Grenzleben. Von Walter Gries. Hier werden die Erlebnisse des Schneewindens uns, der wirtlich gelebt haben soll, prächtig und lebendig erzählt. Der Verfasser geht in dieser Darstellung des Indianerlebens neue Wege und gestaltet das Grenzleben in seiner ganzen Romanität.

„Die Eroberung Sibiriens“. Ein Buch von Gipselkürmern, Forschern und Seefahrern. Von Walter Kublan. Von Marco Polo, dem Entdecker des Seeweges nach Indien über die nach Sibiriens vordringenden Karakaten, gehen die Schilderungen des Buches bis zu Sven Hedin und Hilgner. Jede der darin enthaltenen Erzählungen berichtet von den kühnen Vorhaben jugendlicher Männer nach unbekanntem Zielen.

„Märchenwunderwelt“. Neue Märchen, gesammelt und herausgegeben von Wilhelm Franemann. Daß auch in der heutigen Zeit noch Märchen geschrieben werden, die an klassische Vorbilder erinnern, das beweist diese Sammlung von neuen Märchen.

„Was mich lieb“. Zwölf Geschichten von Frida Schanz. Die ungenannte produktive Verfasserin berichtet es auch hier wieder so zu erzählen, daß ihr gewiß alle Kinder gerne zuhören werden. Liebenswürdige Geschichten aus dem Kinderleben, alle von der Absicht erfüllt, guten Einfluß auf die Seele der Kinder zu nehmen.

Anregung, Natur und Menschentum im Buche.

Märchenbücher für die Kinder? Manche halten das für schädlich. Es werde ihnen eine unwirkliche Welt gezeigt und es würden Illusionen in ihnen erweckt. Ja, wird in unseren Kindervorstellungen nicht der gleichfalls sehr „unwirkliche“ Kasperl vorgeführt und tritt die Illusionsfreie Welt nicht frühzeitig genug an das Kind heran? Auch erwachsene flüchten oft gerne in Bücher, die nicht immer „Wirkliches“ schildern, warum soll nicht das Kind wie wir alle in unserer Jugend keine Freude an den guten deutschen Volksmärchen haben, die seine Phantasie befruchten, seinen Gerechtigkeitsfimmel erwecken und stärken? Gewiß, bei der Auswahl der Jugendbücher soll größte Vorsicht beobachtet und nur Wertvolles erstanden werden.

Der Verlag Alfred Hahn (Dietrich u. Sell) Leipzig C 1, bringt eine Anzahl solcher schon wegen der hervorragend künstlerischen Ausführung des Bildermaterials wertvollen Märchen- und Bilderbücher auf den Weihnachts-Büchermarkt:

„Mein Märchenbuch“. Zwei Folgen: 1. und 2. Band. Jeder Band RM. 2.80. In jedem der Bände werden eine Anzahl bekanntgewählter deutscher Märchen gebracht. Es sind durchwegs solche, die als klassische Volksmärchen bezeichnet werden können. Neu an diesen Büchern sind die zahlreichen darin enthaltenen und in Wehrfordruckt ausgeführten Bilder, die von der bestbekanntesten Künstlerin Gertrud Caspari gezeichnet und von künstlerischer Vollendung sind.

„Hopp! — wir kommen!“ Ein lustiges Lesebuch von Fritz Koch-Gotha und Walter Androsch. Preis RM. 3.—. Die strahlende und abenteuerliche Geschichte dreier Lesebüchlein in manchen Beren erzählt. Die bunten Bilder sind ausgezeichnet und von größter Troligkeit.

„Jahrs Kinder- und Märchenkalender 1932.“ In Adressform RM. 3.40. In Buchform RM. 4.—. Seit fünf Jahren erscheint dieser fein und sorgfältig zusammengestellte Kalender und er ist auch heuer in Text und Bildern von einer kaum zu überbietenden Reichhaltigkeit. Unter anderem enthält er diesmal die vollständige Geschichte der Schilfbürger, daneben zahlreiche andere Erzählungen, Märchen, Gedichte, Rätsel usw.

Was mancher nicht weiß.

Der Normalmensch hat soviel Fettstoffe in seinem Körper, wie zur Bereitung von sieben Stücken Seife ausreichen würde. Aus dem im menschlichen Körper enthaltenen Eisen ließe sich ein mittelgroßer Schlüssel verfertigen; mit dem eigenen Finger könnte man sich einmal den Nachmittagskaffee versüßen. Bei einer industriellen Verwertung des menschlichen Körpers würden als Höchstwerte drei Mark herauskommen.

Die neueste Erfindung auf dem Gebiet des Telephonwesens, an der man schon ziemlich lange gearbeitet hatte, besteht darin, daß es jetzt möglich ist, drei oder mehr Personen, auch wenn sie sich nicht in verschiedenen Städten oder Ländern aufhalten, miteinander zu verbinden, daß sie in stände sind, eine Unterhaltung zu mehreren zu führen. Damit ist das Telephon seiner Vervollkommenung einen wesentlichen Schritt näher gerückt.

In zehn Staaten von U. S. A. ist den Regern die Ausübung des allgemeinen Wahlrechts und die Verheiratung mit Weißen untersagt. Bei öffentlichen Zusammenkünften und in den Schulen werden hier die Farbigen von den Weißen getrennt.

Wenn man einen Vogel schnell an seinen Käfig gewöhnen will, soll man daneben einen Spiegel aufstellen, in dem der Vogel sich selber sehen kann; er glaubt dann, daß dort noch ein anderer Vogel vorhanden ist.

Weiteres.

Zweiterlei. Fräulein (zum Photographen): „Ich möchte gern ein recht ähnliches und hübsches Bild von mir haben!“ — „Sehr wohl, meine Dame, und bis wann sollen die beiden Aufnahmen fertig sein?“

Der ewige Professor. „Es ist ein Junge da!“ meldet die weiße Frau dem Professor. Dieser blickte erstaunt auf: „Nun, und was wünscht er von mir?“

Die Köffe. Die Kaffeeschlacht war in vollem Gange. Die Freundinnen tobten sich aus. — „Alles sehr nett“, schnatterte Selma, „nur deine Kaffeelöffel sind arg Tinnel.“ — „Leider. Ich weiß es“, nickte die Hausfrau. — „Woher hast du denn diesen Ausschuß gekauft?“ — Da sagte die Hausfrau: „Die Köffe, meine Beste, hat mir deine Frau Mutter zur Hochzeit geschenkt.“

Glückes Recht! Der Ehemann: „Also ich verbiete Dir ausdrücklich, daß Du Dir die Haare schneiden läßt, ohne vorher meine Einwilligung zu haben!“ — Die Ehefrau: „Hast Du mich etwa um Erlaubnis gefragt, als Du Dir eine Glaze zulegest?“

Eine kleine Aenderung. „Was hat der Intendant des Schauspielhauses über deine dreiaktige Komödie gesagt?“ — „Sie ist zu lang geraten!“ — „Wieviel mußt du denn kürzen?“ — „Drei Akte.“

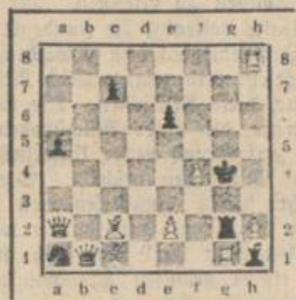
Praktische Gärtlichkeit. „Früher warst du ganz anders zu mir. Vor unserer Ehe konntest du stundenlang meine Hand halten.“ — „Das tat ich nur, damit du nicht Klavier spielen konntest.“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schoroch, Zwettz Nr. 65 bei Teplitz-Schönau. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 62.

Schachaufgabe Nr. 62. Von Gen. Jakob Walzer, Mantau. (Problemturnier 1931. Ehrrende Erwähnung.) Schw.: Kg4; Tg2; La5, h1; Sa1; Bc7, e6 (7).



Weiß: Ka2; Db1; Tg1, h8; Lc1, e2; Bc2, f4, h2 (9).

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse einzusenden.

Lösungszug Nr. 59: Da2—d2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robel Franz, Michel Rudolf, Eganied Ferdinand, alle aus Wittkau; Werner Ernst, Ruffig; Bühnel Anton, Hüblich Franz, Durig Erwin, alle Schönbühl; Hüblich Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Döhner Max, Bachmann Reinhold, Mildorf Adolf, Die Anton, alle Tilschau; Albert Rudolf, Proffeditz; Trilisch Gustav und Cnal Wolf, Wisterfchan; Erttmacher Arthur, Zwettzig; Wolf Wenzel, Krensdorf bei Haida; Hoyer Otto, Scaaz; Dinnebiel Emil, Tetschen; Ulrich Johann und Gottfried Johann, Doleischen; Altshämel Josef, Neuhof; Eneoboda Josef, Neuhof.

Endspiel Nr. 1.

Wir bringen heute ein Endspiel, welches gewiß alle Partiesteuerer interessieren wird. Schw.: Ka1; Td5 (2).



Weiß: Kb6; Bc6 (2). Weiß zieht und gewinnt!